

## **Koma – komm ma!**

Ich fahre in den Außendienst – wie fast jeden Tag. Versicherungen. Kunden beraten, betreuen, mich nach deren Wohlergehen erkundigen, vielleicht veränderten Interessen und Prioritäten gerecht werden.

Eine Bauernfamilie in Mittelstendorf zu besuchen halte ich für eine gute Idee. Nachmittags 14.30 Uhr ist eine gute Zeit – Kaffeezeit – Pause vor Küheholen und Melken. Für diesen Besuch ist auch genug Raum in meinem Terminplan. Also auf nach Mittelstendorf! Ich klinge, warte ein bisschen. Da wird mir geöffnet. Die Eheleute, eigentlich vertraute Kunden, stehen mir in der Tür gegenüber. Im ersten Moment machen sie einen entnervten Eindruck. Dann strahlen sie mich freudig-kreativ an. Sie erklären mir, dass ich in eine Séance-Sitzung geplätzt sei, in der aber durchaus noch ein Medium willkommen sei.

Ehe ich's mich versehe, landet die Nadel einer Spritze in meinem Arm. Alles verschwimmt – nichts mehr...

Als ich aufwache, finde ich mich angeschnallt in einem Krankenbett. Rundherum andere Betten. Ich lausche, beobachte, was ich sehen kann, und stelle fest, dass ich noch auf dem Bauernhof bin. Ich bin lange genug wach, um zu erkennen, dass rund um mich Menschen in Krankenbetten liegen und ganz offensichtlich auf Bestellung irgendwelcher Erben zu Tode gepflegt werden. Was soll ich hier? Ich schlafe wieder ein.

Ich wache auf, finde mich wieder (oder immer noch?) fixiert in dem Krankenbett. Ich versuche, mich loszureißen, mich irgendwie zu befreien. Ich will weg! Eine Ärztin kommt, setzt sich bei mir auf die Bettkante und prüft die Gurte um meine Arme. Ich erkläre ihr, dass ich nach Hause will, dass ich hier nichts zu suchen habe. Die Ärztin sagt mir, dass ich nicht lange bleiben muss, dass ich nur noch kurze Zeit gebraucht werde.

Später wache ich erneut auf, liege angeschnallt auf einer Tragbahre unter dem Vordach einer Scheune. Ich sehe mein Auto auf dem Hof stehen. Ich will weg! Wieder versuche ich, mich loszutoben. Da kommt dieselbe Ärztin aus meiner vorherigen wachen Zeit und sagt: "Jetzt hast du dich auch noch am Arm verletzt. Beruhige dich, ich versorge erstmal die Wunde. Dann bringen wir dich nach Hause. Aber verhalte dich unterwegs ganz still. Die, die den Wagen fährt, weiß nichts von Dir, darf auch nichts erfahren."

Ich sehe, dass ein Arzt das Scheunentor aufschiebt und eine Hebebühne herunterlässt. Es zeigt sich ein Krankenwagen. Der Arzt öffnet den Krankenwagen. Zum Vorschein kommt eine Riesenladung Plüschtiere. Der Wagen ist voll davon. Mit Mühe schiebt man mich auf der Tragbahre unter die Plüschtierladung. Man lässt mich wach bleiben.

Der Wagen setzt sich in Bewegung. Ich möchte wissen, wohin. Trotz der Gurte kann ich meine Hände ein bisschen bewegen. So versuche ich, mir mit Ziehen und Schupsen ein Guckloch zwischen den Plüschtieren hindurch zum Außenfenster zu schaffen. Mit Erfolg! Aber, was ich sehe, beruhigt mich keineswegs. Der Wagen ist auf dem Weg nach Bomlitz. Nicht nach Dorfmark, wo ich wohne. Sofort versuche ich wieder, mich zu befreien, und protestiere lauthals.

Ich habe nicht bedacht, dass die Fahrerin des Krankenwagens nichts wissen darf. So erreiche ich damit keine Korrektur der Fahrtroute, sondern, dass ich wieder in dem Krankenzimmer

lande, aus dem habe entkommen wollen. Dabei hätte ich von jedem Ort der Welt nach Hause gelangen können, sobald ich meine Freiheit erlangt hätte!

Wieder schlafe ich – ich weiß nicht, wie lange.

Als ich erneut aufwache, sehe ich, dass jemand in seinem Krankenbett aus dem Krankenzimmer hinausgerollt wird. Ich stelle fest, dass meine Arme nicht mehr fixiert sind. Sofort reiße ich alle Kabel und Schläuche von mir weg, entferne sämtliche Verbände und verkünde, so lautich kann: „Jetzt braucht ihr mich nicht mehr als Alibi-Patientin. Ich sage keinem Menschen ein Wort. Aber ich will sofort nach Hause!“

Plötzlich stehen alle – Arzt, Ärztin und diverse Pfleger und Schwestern, auch die, die den Wagen gefahren hatte - um mein Bett herum. Sie sind offensichtlich überrascht. Jemand von ihnen hat die Idee, mir eine Suppe in einer Schnabeltasse zu reichen. Hunger habe ich irgendwie schon. Aber Schnabeltasse geht für mich gar nicht! Irgendwelche Gummis sind bei mir im Mund zwischen die Kiefer gespannt.

Ein Pfleger durchtrennt diese Gummibänder und reicht mir die Suppe auf einem Teller und gibt mir einen Löffel. Es ist alles recht mühsam. Aber es geht. Und die Suppe ist nicht einmal schlecht.

Dann habe ich das Gefühl, dass ich allmählich mal zur Toilette gehen müsste. Da will mir doch tatsächlich jemand eine Bettpfanne reichen! Das will ich aber mindestens ebenso wenig wie die Schnabeltasse. Da holt man mir einen Rollstuhl mit einem daruntergebauten Nachttopf neben mein Bett und stellt eine „Spanische Wand“ davor. Anschließend reicht man mir eine Schüssel mit Wasser, damit ich mir die Hände waschen kann. Ich darf mein Bett ohne Hilfe nicht verlassen, mich auch mit Hilfe nicht weiter als einen Meter vom Bett entfernen.

Alles ist sehr seltsam!

Aber ich mache gute Miene zum bösen Spiel, täusche Vertrauen vor, um selbst Vertrauen zu gewinnen, damit ich endlich entkommen kann.

Dann zeigt sich unerwartet eine Chance! Ich werde dieses blöde Behelfs-Nachthemd los, in dem ich mich immer wieder vorgefunden habe. Nicht zu verstehen, dass ich das nicht selbst tun darf, aber mir wird meine eigene Unterwäsche und mein eigener Trainingsanzug angezogen. Während dessen tauchen meine Mutter und meine Tante in der Tür zu diesem vermaledeiten Krankenzimmer auf. Sie erklären mir, dass sie gleich wieder hier sein werden, zunächst aber einen Spaziergang durch den Park (?) machen. Ich bitte sie, einen Moment zu warten, mich in den Park mitzunehmen. Ich möchte mitgehen, um ihnen zu erklären, was hier läuft, und sie zu bitten, mich von hier weg mitzunehmen.

Aber Mutter und Tante bitten mich um Geduld bis sie zurückkehren.

Na gut, wenn sie keine Bedenken dabei haben, dass ich in einem Krankenzimmer – oder eher Totpflegezimmer – auf einem Bauernhof bin, muss ich ihnen nicht extra Sorgen bereiten.

Den Weg weg von hier kann ich auch allein antreten. Ich muss eben einfach erstmal anpassungsbereit sein. Wird schon gehen! Ich schaffe das auch allein!

Ich bin brav. Und ich bekomme dafür auch eine Belohnung. Man setzt mich in einen Rollstuhl, fährt mich auf den Korridor vor dem Totpflegezimmer und stellt mir ein Fernsehgerät bereit. Aber irgendwie stimmt im Fernsehprogramm vieles nicht. Der US-Präsident stimmt nicht und so einiges andere auch nicht. Mit Spielfilmen und Krimis kann man mich durchaus täuschen. Mit den Tagesnachrichten aber nicht! Alles ist falsch. Die ganze Welt, die mir da vorgespiegelt werden soll, stimmt nicht.

Einen oder zwei Tage später kommt eine der „Schwestern“ auf die Idee, meinen Freiraum zu erweitern. Sie kommt zu dem Schluss, dass ich nach meinem „Toilettengang“ auch die Strecke bis zum Waschbecken hinter mich bringen dürfen sollte. Vergessen hat sie wohl, dass sich oberhalb des Waschbeckens ein Spiegel befindet.

So wird mir meine Maskierung offenbar. Meine linke Gesichtshälfte hat sich im Umfang verdoppelt. Diverse Narben sind in gekonnter Maske aufgebracht und meine Haarpracht ist auf einen dunklen Schimmer reduziert. Nur gut, dass ich nicht eitel bin. Meine Aufmachung würde gut in irgendeinen Horrorfilm passen. Trotzdem wasche ich mir die Hände und gebe mich gelassen. Immerhin ist die Maske gekonnt. Wenn das – abgesehen von der minimierten Frisur – echt wäre, würde ich es ja fühlen – oder etwa nicht?

Dann – um einiges später - habe ich eine Idee: Im Korridor sind Außenfenster. Ich muss einfach mal nachsehen, ob ich auch tatsächlich dort bin, wo ich zu sein meine. Ich fahre mit dem Rollstuhl zum nächstliegenden Fenster und hangele mich am Fensterbrett hoch.

Ich bin im mindestens dritten Stock! Der Garten oder Park ist durch eine Mauer gesäumt! Das ist nicht der Bauernhof in Mittelstendorf! Könnte es sein, dass ich in einem Krankenhaus bin? Ich muss nachforschen und werde es tun!

*Ulrike Wischhoff-Heuer*

## **Epilog:**

Ganz sicher (aus eigener Erfahrung) weiß ich, dass Koma-Träume realer sein können als die bestechendste Realität. Ganz sicher weiß ich auch, dass ich seit meiner Koma-Erfahrung deutlicher träume. Immer wieder nach dem Aufwachen gerate ich in Zweifel, was wie real gewesen ist. Ich weiß auch von anderen Koma- und Wachkoma-Patienten, dass sie im Koma viel erlebten, das sie nachhaltig beeinflusst hat. Von einem Neurologie-Professor habe ich erfahren, dass es unerheblich ist, ob man 5 Minuten oder 5 Jahre lang im Koma war. Entscheidend ist immer, wie viel Zeit die Aufwachphase in Anspruch nimmt. Nur daran entscheidet sich, wie schnell man „wieder auf die Beine kommen“ kann. Wacht man so schnell auf wie ich, vergleichsweise wie nach einem normalen Nachtschlaf, kommt man schnell wieder auf die Beine. Wacht man stückweise auf, kommt man auch nur stückweise wieder auf die Beine.

Aber das Koma ist eine gute Erfindung der Natur – ähnlich gut und wichtig wie ein Schockzustand. Eine Maus erlebt einen Schockzustand, damit sie nicht quälerisch das Jagdspiel einer Katze mit ihr durchleben muss. Mir hat der Schockzustand erspart, an meinem eigenen Blut zu ersticken. Trotz der Zerschmetterung meiner kompletten linken Schädelhälfte war ich durch den Schock in der Lage zu atmen und die Ersthelfer erheblich zu beschimpfen. Das Koma hat mir geholfen, die Schmerzen der ersten Heilungsphase auszuhalten – indem ich sie nicht real spüren musste.

Schock und Koma sind ganz tolle Sachen, ermöglichen Überleben und ersparen viele Qualen! Koma ist eigentlich kein wirklicher Angst-Faktor sondern eher die Ermöglichung eines Heilprozesses, der anders – in vollem Bewusstsein – unerträglich schmerzhaft sein könnte. Nicht ohne Grund werden heutzutage Menschen in ein künstliches Koma versetzt. Ich habe viele Schmerzen aushalten müssen. Hätte ich aber die Komazeit bewusst erleben müssen, hätte ich diese Schmerzen sicher nicht erlebt, ohne dabei den Verstand zu verlieren. Der

Verstand schaltet sich auf „Stand-By“, um überleben zu können. Unerträgliche Schmerzen oder Heilungsprozesse werden vom Bewusstsein abgespaltet.

Wenn ich keinen Organspenderausweis bei mir gehabt hätte, hätten meine Eltern nicht so schnell informiert werden können. Aus meiner ganz persönlichen Erfahrung weiß ich, dass ein Organspenderausweis eine Hilfe sein kann – auch bei absolut fehlender Überlebenschance. Mein Überleben gehörte aus medizinischer Sicht zu den unwahrscheinlichsten Ausgängen. Dennoch hat man (mit den Informationen aus meinem Organspenderausweis) schnellstens meine Eltern informiert, parallel versucht, mein Leben zu retten, so viel zu tun, wie irgend möglich war, um mir ein Weiterleben so bequem wie möglich zu machen. Ich habe überlebt, brauchte keine plastischen Operationen, weil man einer eigentlich „zukünftigen Leiche“ so viel Fürsorge und Hilfe hat zukommen lassen wie irgend möglich. Niemand der damals handelnden Ärzte hatte seinem Tun irgendwelche Erfolgsaussichten zuordnen können oder mögen. Niemand hat mein Überleben mit mehr Erstaunen gesehen als eben diese Ärzte.

Ich ziehe jeden verfügbaren Hut vor jedem dieser Ärzte und Schwestern und Pfleger, die sich ohne jede Hoffnung für mein Leben eingesetzt haben!

Meine Überlebensaussichten waren so gering – eigentlich ausgeschlossen - , dass es sicher verzeihlich gewesen wäre, meinen Körper zur Rettung anderer Leben „auszuschlachten“. Dennoch wurde trotz meines Organspender-Ausweises und gegen alle fehlende Hoffnung erfolgreich versucht, mich zu retten.